

das neue Establishment werde die nächstbeste Gelegenheit nutzen, um sie endgültig kaltzustellen.

Nicht ohne Grund. Erst Anfang des Monats hatte Premier Mugabe angekündigt, er wolle die 25 000 arbeitslos gewordenen Busch-Guerrilleros, die nicht von der Armee übernommen werden könnten, ent Waffen und heim in ihre Dörfer schicken.

Auch Arbeitsminister Edgar Tekere will endlich aufräumen mit den „Dissidenten“. „Nkomo ist nur durch unsere Gnade in der Regierung. Wir brauchen ihn nicht“, erklärte er vorigen Montag, „ebenso wie wir seine Armee während des Krieges nicht gebraucht haben.“

Ob freilich Tekere Gelegenheit haben wird, seine Vorstellungen von der Lösung der Koalitionsfrage in die Tat umzusetzen, hängt von Richter Pittman ab. Der weiße Gerichtsherr führt den Vorsitz in einem Verfahren, in dem sich Tekere wegen Mordes an dem weißen Bauern Gerald Adams verantworten muß: An der Spitze eines Fähnleins von sieben Leibwächtern hatte Tekere am 4. August — angeblich in angetrunkenem Zustand — die Adams-Farm unweit der Hauptstadt gestürmt. Als der Farmer Verstärkung herbeitelephonieren wollte, wurde er erschossen.

Der Tekere-Prozeß hat Mugabe und die Justiz des Landes in eine Zwickmühle gebracht: Ein Freispruch wäre in den Augen der meisten Europäer das erwartete Fanal für den Ausbruch allgemeiner Zucht- und Rechtlosigkeit, die sie für den Fall der Machtübernahme durch die Schwarzen schon immer vorausgesagt haben. Eine Verurteilung Tekeres hingegen würde dessen alte Kampfgenossen mobilisieren, für die das Verfahren ohnehin nichts als ein Komplott der weißen Siedler-Mafia ist.

Der Fall Tekere gilt auch international als Testfall für die Glaubwürdigkeit der Regierung, die im April dieses Jahres mit dem Versprechen angetreten war, die schwarze Mehrheit mit der weißen Minderheit zum Nutzen der ganzen Nation auszusöhnen.

Der alte Optimismus ist dahin. Zur Zeit verlassen jeden Monat bis zu 2000 Weiße das Land. Noch im Oktober hatte Polizeiminister Joshua Nkomo das Unbehagen über die gestörte öffentliche Ordnung beschwichtigt: „Was wir erleben, sind Schmelbrände unter der Asche, die von selbst ausgehen.“

Das gilt nun nicht mehr. Aus der Asche schlagen wieder neue Flammen.

IRAN

Alles egal

Willkür, Chaos und Quälereien bestimmen — wie zu Schah-Zeiten — den Alltag in iranischen Gefängnissen. Das berichten entlassene Perser.

Sie trugen ihn auf ihren Schultern und sangen ein Lied dabei. Ein Lied, das die Befreiung vom Joch des Schah-Regimes, die Befreiung von der Unterdrückung, pries. Melodie und Text waren im Teheraner Evin-Gefängnis entstanden, in dem iranische Anti-Schah-Kämpfer einsaßen.

Die Lieder aus der Zeit des Schah-Regimes werden im gleichen Gefängnis heute wieder gesungen: immer, wenn einer der Häftlinge entlassen wird.

Verhaftung wie Freilassung sind für die Iraner heute ebenso wie zu Schah-Zeiten völlig unberechenbar. Willkür, Chaos, Demütigungen und vielerlei Quälereien gehören zum iranischen Gefängnisalltag.

Diese Erfahrung mußte auch Sadigh Ghotbsadeh, der ehemalige Außenminister des Iran, machen. Vorletzte Woche wurde er ins Teheraner Evin-Gefängnis eingeliefert, weil er es gewagt hatte, das Mullah-Management des iranischen Rundfunks öffentlich zu kritisieren. Nur auf persönliche Intervention des Ajatollah, mit dem er seit Jahren eng befreundet ist, kam Ghotbsadeh nach einigen Tagen wieder frei.

Normal ist aber, daß ein Häftling viele Monate lang einsitzen muß, ohne zu erfahren, warum, ohne auch nur einmal angehört zu werden. Den meisten der politischen Häftlinge im Evin ergeht es so und auch den meisten im Kasr und in den übrigen Gefängnissen des Landes, obwohl das Gesetz vorschreibt, daß binnen 24 Stunden nach Festnahme ein Gerichtsverfahren eingeleitet werden muß.

„Die Unsicherheit über das Schicksal ist entsetzlich“, erzählt ein Ex-Häftling. Ein anderer berichtet: „Die Leute warten darauf, daß sie über Lautsprecher ausgerufen werden, damit ihr Fall endlich drankommt. Ihnen ist es aber dann schon meistens egal, ob sie freikommen oder nicht, so lethargisch sind sie.“

Gründe zur Resignation gibt es genug. Nicht selten geschieht es, daß ein Entlassener nach einiger Zeit erneut ins Gefängnis eingeliefert wird, wo er dann abermals lange auf ein Verfahren warten muß, weil angeblich neue Beweise ausgegraben wurden.

So erging es dem Arzt Scheich-ul-Islamsade, einem ehemaligen Minister unter dem Schah-Premier Howeida. Ursprünglich zum Tode verurteilt, anschließend zu lebenslänglich begnadigt, wurde er dann mit der Entschuldigung entlassen, es habe sich um ein

* Kasr-Gefängnis (l.), Insassen des Evin-Gefängnisses bitten um Front-Einsatz.



Teheraner Gefängnis, Häftlinge*
„Die Unsicherheit ist entsetzlich“

Versehen gehandelt. Kaum in Freiheit, wurde er abermals festgenommen. Nun arbeitet er, auf ein neues Verfahren wartend, als Gefängnisarzt.

Schlimmer erging es einem jungen Mitglied der „Mudschahidin-i-chalk“, einer linksislamischen Kampforganisation. Der Mudschahid wurde erst freigelassen, nach drei Tagen wieder verhaftet, nach weiteren zwei Tagen war er tot, erschossen von einem Hinrichtungskommando in der „Exekutionskammer“ neben der Einzelhaft-Abteilung Nummer 4.

Die Gefangenen dieser Abteilung haben im Juli und August fast jede Nacht das Rattern von Maschinenpistolen gehört, wenn Todeskandidaten erschossen werden. Nach den Berichten der Evin-Insassen werden die Todgeweihten nicht mit Einzelschüssen hingerichtet, sondern regelrecht durchsiebt.

„Wenn sie die Verurteilten mit ihren Garben durchlöchert haben“, erzählt ein Gefangener, der es wochenlang mitangehört hat, „schießen sie jedem einzelnen danach noch einmal in den Kopf, um sicherzustellen, daß er tot ist. Auf diese Weise wußten wir immer, wie viele pro Nacht umgebracht wurden.“

Rund 2000 Insassen zählt heute allein das Evin-Gefängnis in Teheran. Bis zu jeweils 20 Mann sind in sogenannte offene Abteilungen gepfercht, etwa zwölf Quadratmeter große Zellen. Die sogenannten Einzelhaftzellen sind nur fünf Quadratmeter groß, und in ihnen sind bis zu fünf Gefangene untergebracht.

Einzelhaft erhielten im Evin-Gefängnis vor allem linksgerichtete Oppositionelle und Kurden, aber auch Amir Abbas Intesam, stellvertretender Premier in der Regierung Basargan.

Er kann sich allenfalls gedanklich auf seinen Prozeß einstellen, jede andere Vorbereitung ist ihm verwehrt. Dokumente darf er nicht studieren, auch mit keinem Verteidiger sprechen.

Noch weniger Rechte genießt Sia Nasiri, ein führender afghanischer Widerstandskämpfer gegen die Sowjets. Er wollte im Iran um Unterstützung für die rebellierenden Afghanen werben und wurde auch von Chomeini und Banisadr empfangen.

Seit sieben Monaten sitzt er jedoch mit verbundenen Augen und gefesselten Händen in Einzelhaft. Niemand erfuhr, warum.

Zu den Frauen, die im Evin auf ihren Prozeß warten, gehört die US-Journalistin Cynthia Dwyer, Anfang Mai „wegen Spionage“ verhaftet.

Nur für einige besonders qualifizierte Evin-Insassen ist die Unsicherheit zu Ende: 60 der Rebellion gegen die Regierung verdächtige Piloten wurden eilends freigelassen, damit sie ihre Vergehen durch mutigen Einsatz im Krieg gegen den Irak sühnen können.

KERNKRAFTWERKE

Aus dem Bierhahn

Ein Defekt in der Pumpanlage eines Reaktors wurde von den Technikern wochenlang ignoriert: Amerikanische Atommeiler sind nicht absolut sicher, das Kontrollpersonal ist überfordert.

Im Kontrollturm des Atomreaktors Indian Point 2 am Hudson, nördlich von New York, flammte ein Warnlicht auf: Das Wasser in der Überflutungswanne unterhalb des stählernden Reaktorgefäßes war über die zulässige Höchstmarke gestiegen.

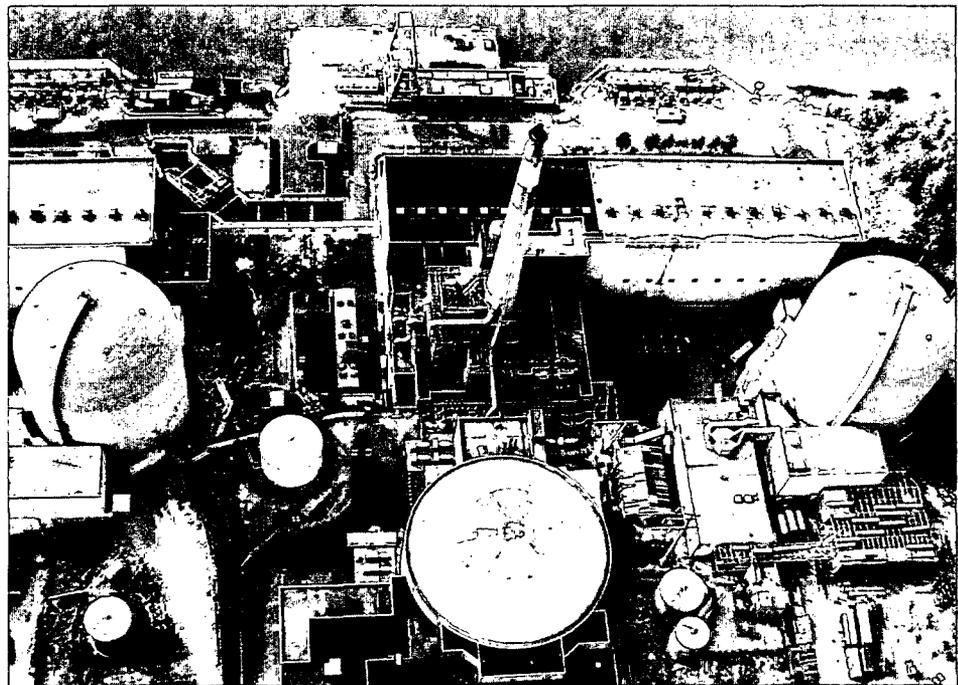
Doch die Techniker scherten sich nicht um die Warnung: 14 Tage lang

lich narrensicheren Pumpen versagten, ohne daß ihr Ausfall bemerkt wurde.

Die Parallele zur Beinahekatastrophe im Reaktor auf Three Mile Island bei Harrisburg vor gut eineinhalb Jahren ist beklemmend — auch dort fielen Pumpen aus, auch dort ignorierten Techniker Warnsignale.

Die Panne in Indian Point begann mit einer Routineüberprüfung des Kühlrohrsystems: Ein Con-Ed-Arbeiter entdeckte dabei Wasser in der Überflutungswanne. Er kontrollierte die Pumpe und fand sie, so versichert Con Ed, intakt. Doch später sprang sie ebenso wenig an wie eine zweite, die sich bei noch höherem Wasserstand hätte einschalten sollen.

Als aber das für die Wannepumpe wichtige Warnlicht im Kontrollraum



Atomkraftwerk Indian Point 2: Risse im Stahl?

brannte das weiße Signal; 14 Tage lang tropfte zehn Grad kühles Hudson-Flußwasser aus Lecks des Kühlrohrsystems in den kuppelförmigen Reaktorbau.

Schließlich waren es 380 000 Liter: Sie standen nicht nur in der 2,20 Meter tiefen Überflutungswanne aus Beton, sie umschwappten auch bis zu einer Höhe von 2,70 Meter das darüberliegende 370 Grad heiße Reaktor-Druckgefäß.

Der Kaltwasserschokk hat womöglich das Druckgefäß beschädigt. Ein Reaktor-Ingenieur vor Ort meint: Salzhaltiges Wasser wie das des Hudson „begünstigt die Entstehung von Rissen im Stahl“.

Schon der vorläufige Untersuchungsbericht über die Reaktorpanne vom Anfang vergangenen Monats zeigt, daß die Angestellten der Consolidated Edison (Con Ed), dem Betreiber von Indian Point 2, überaus fahrlässig gehandelt haben. Fest steht auch, daß die ange-

aufleuchtete, maßen die Techniker dem Signal keine Bedeutung bei. Sie glaubten einfach ihrem Kollegen, der nichts Ungewöhnliches gemeldet hatte.

Zwei Wochen blieben die Kontrolleure im Reaktorleitstand ihrer Fehleinschätzung treu. Das Warnsignal war für sie lediglich ein Hinweis, daß der Kühler im Reaktorgebäude kaputt war; ihn zu überprüfen, hielt freilich niemand für nötig.

Am 17. Oktober trat eine Störung bei der kontrollierten Kettenreaktion im Reaktor auf. Ein Kontrollraumtechniker griff auch den richtigen Schalthebel zur Beseitigung der Störung, drehte ihn jedoch in die falsche Richtung. Automatisch, wie vorgesehen, schaltete sich der Reaktor ab. Er wurde 100 Minuten später wieder in Betrieb gesetzt. Doch nach weiteren knapp drei Stunden stoppte sich der Reaktor erneut. Im Kontrollraum wurden die Instrumente geprüft. Da die Techniker nichts